



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Geschichte der Mission "Unserer lieben Frau von der unbefleckten  
Enpfängnis" in Morogoro, D.-O.-A.

---

# Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“ in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

**W**as werden sie nur mit all dem Fleisch machen?“ dachte ich bei mir, „was anders, als den Magen überladen.“ Ich irrte mich. Gegen Abend, als wir unser Nachtlager bezogen hatten, richteten sie einen Teil desselben zu einem Festschmause zu; das übrige räucherten sie nach einer mir bisher ganz unbekanntem, eigentümlichen Methode. Dieses geräucherte Fleisch hat uns nachher sehr große Dienste geleistet. Fanden wir nichts zu kaufen, oder nahmen wir nicht die Zeit, zu kochen, wurde nach der besagten Reserve gegriffen.

Wir waren in ein kleines, nur aus wenigen Familien bestehendes Dörfchen gelangt. Die Leute zeigten sich einfach, gut und gastfreundlich, waren aber sehr erstaunt, bei ihnen einen Weißen einkehren zu sehen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von meiner Anwesenheit, denn nach kaum einer Viertelstunde war schon das ganze Nachbardorf zur Stelle, um mich zu bewundern!

Die Erstangekommenen näherten sich mir, so nahe es nur ging, ließen sich dann im Kreise nieder, zogen die Knie bis an das Kinn, kreuzten darüber ihre beiden Arme und starrten mich an, ohne mehr einen Blick von mir zu wenden. Andere kamen, taten desgleichen und bildeten einen zweiten Kreis; wieder andere bildeten einen dritten Kreis, und so ging es fort. Wie Frösche am Ufer eines Wassers, so saßen sie alle um mich herum, musterten mich vom Wirbel bis zur Sohle, und teilten sich gegenseitig ihre Eindrücke über meine Person mit.

Wie originell und selten ein derartiges Publikum auch sein mag, es kommt einem dennoch furchtbar ungelegen, wenn man, von der Reise müde und matt, wie ich es war, sich nach Ruhe sehnt.

In diesem Dorf bot mir der Häuptling zum Zeichen der Freundschaft ein halbgeräuchertes Bugstück von einer Hirschzlege an, welches schon auf 10 Schritte die Luft verpestete. Bekanntlich lieben die Neger das stark riechende Fleisch. Weil ich nun aber ihren Geschmack nicht teilte und doch auch andererseits den wohlmeinenden Häuptling nicht verdrießen wollte, nahm ich meine Zuflucht zu einer Gastonade. Nachdem ich ihm meinen verbindlichsten Dank für seine hochherzige Spende ausgesprochen hatte, fuhr ich fort: „Das Fleisch ist ausgezeichnet; nur mußt du wissen, daß, wenn die Weißen müde von der Reise in ein Dorf einkehren, sie kein Fleisch essen dürfen; dies wäre ihnen schädlich. Aber gib es meinen Jünglingen, die werden es auf der Stelle für mich essen.“

Der Häuptling gab sich damit zufrieden.

Und nun mußte ich die nicht enden wollenden Fragen all dieser großen Kinder beantworten. Sie verlangten Auskunft über die nichtssagendsten Dingelchen, welche sie an mir bemerkten. Was indes ihre Neugierde am meisten erregte, das waren meine Schußwaffen, insbesondere der Revolver. Als sie sahen, wie mit einem bloßen Fingerdruck das Ding drauf und drauf losknallte, da vergingen sie fast vor Angst und Schrecken.

Nebenbei bemerkt: es ist immer ratsam, vornehmlich in den verdächtigen Ortschaften, den Negern einen Begriff von der Gewalt unserer Schußwaffen zu geben; dann hüten sie sich gewiß, einen zu überfallen und auszuplündern.

Wenn meine Person die guten Leute sehr interessierte, so interessierte mich die ihrige jedenfalls nicht in demselben Grade. Sehnsüchtig wünschte ich die Nacht herbei, um sie loszuwerden.

Nacht wurde es, aber ich hatte den Mond vergessen; denn wenn der Mond scheint, dann tanzt ganz Afrika.

Kaum hatte ich mich in des Häuptlings Hütte selig auf meine Feldmatte hingebettet, als jäh, ein paar Schritte vor mir, der Tam-Tam erschallte. „So, so!“ das brauchte ich gerade noch!

Auf der ganzen Welt gibt es sicherlich kein Volk, das so leidenschaftlich dem Tanze ergeben ist, wie die Neger. Sobald sie den Tam-Tam hören, werden sie buchstäblich Narren. Wild sind sie schon vor dem Tanze; beim Tanze aber werden sie es, namentlich die Weiber, noch hundertmal mehr. Jeder Negerstamm hat seine eigenen Tänze. Lächerlich, abscheulich, teuflisch sind sie alle.

Beide Dörfer — ob meine Person nicht schuld daran war! — hatten sich diesmal zusammengetan. Die ganze Nacht brüllten, tobten, flogen sie im Reigen herum, als wären sie alle besessen gewesen. Sogar der Häuptling, der doch schwer an seinem Fuße litt, und mich um eine Pinderungsalbe angegangen hatte, ließ sich zuletzt von der Begeisterung hinreißen; denn auf einmal stürzte er sich auf den Tanzplatz und begann mit noch zwei vornehmen Persönlichkeiten unter dem Gejauchze aller Anwesenden einen rasenden Tanz, der nicht weniger als eine Stunde dauerte.

Daß ich in jener Nacht keinen Augenblick schlafen konnte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Dagegen betete ich recht innig zu Gott für diese Armen. Ach, welche Mühe wird es nicht kosten, sie für die Zivilisation und den christlichen Glauben zu gewinnen!

Auf der Weiterreise am folgenden Tag, im Augenblick, da ich eine kleine Anhöhe erstiegen hatte, standen urplötzlich, in einem Abstand von nur wenigen Schritten, zwei riesige Büffel vor mir, aber lebendige diesmal. Sie waren ebenso erstaunt, mich zu sehen, als ich sie, und beiderseits fragte man sich, ob man vor- oder rücktreten werde. Meine Flinte war mit einer Kugel geladen, der Schuß hätte sicher nicht fehlgeschlagen. Allein ich dachte: Fleisch haben wir mehr als genug; weshalb dann, der einzigen Freude wegen, einen Büffel zu erlegen, das Leben aufs Spiel setzen? Ich blieb also ruhig stehen, bereit, abzufeuern, falls die Tiere näher kämen. Als diese aber die Schar meiner Jünglinge in Sicht bekamen, machten sie eine tiefe Reverenz, ließen ein fürchterliches Niesen erschallen, trabten von dannen und verschwanden bald im nahen Walde.

Da ich gerade von wilden Tieren rede, will ich noch hinzufügen, daß es unglaublich ist, wie viele es in dieser Gegend gibt. Nicht einzeln, sondern truppenweise trifft man sie an. So bin ich einst innerhalb fünf Minuten drei verschiedenen Herden begegnet, einer Herde Wildschweine, einer Herde Hirschziegen und einer Herde Zebren. Ein stattliches Tier, das Zebra! Nicht wie man dasselbe in den Menagerien und Zoologischen Gärten zu sehen bekommt, sondern wie es aussieht im Vollgenusse seiner Freiheit. Sobald es sich entdeckt fühlt, richtet es sich stolz auf, schaut einen Augenblick um sich, nimmt den Kopf zwischen die Vorderfüße, schlägt mit den hinteren aus und jagt in rasendem Galopp davon. Eine schönere Kavalkade, als jene der Zebren, habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Außerdem habe ich Herden wilder Esel, Giraffen und aller möglichen Arten Antilopen angetroffen.

Etwas fiel mir außerordentlich auf. Auf der ganzen Strecke von Morogoro bis Mandera traf ich außerhalb der Dörfer keinen einzigen Menschen an — ein Beweis, wie unsicher das Land ist. Jeden Tag bekam ich Löwenspuren zu Gesicht und eines Morgens verfolgte ich während einer ganzen halben Stunde Schritt für Schritt die Fußstapfen, welche ein Löwe im Pfade zurückgelassen hatte. In solchen Momenten gibt es keine Nachzügler mehr. Da sucht sich ein jeder so eng wie möglich demjenigen anzuschließen, der über die beste Flinte verfügt und am besten schießen kann.

Die Nacht vom 17. auf den 18. brachte ich in einem Dorfe zu, welches am Fuße des Ponge-Berges und in der Nähe des Wame-Flusses liegt. Bezüglich der Einwohnerschaft hatte man mir gesagt, sie wäre roh, grob und gefährlich. Aus eigener Erfahrung weiß ich jetzt, daß sie diesen schlechten Reumund vollauf verdient. Nur eines will ich hervorheben: das Nachtquartier, welches man mir anwies, war dermaßen schmutzig und voll Unrat, daß ich mich lieber wieder auf den freien Platz begab und unter freiem Himmel übernachtete.

Andern Morgens, nachdem ich 4 Stunden den Ponge-Berg umgangen hatte, stand ich um 8 Uhr am Ufer des Wame.

Der Wame ist ein sehr schöner Fluß, zumal an der Stelle, wo ich übersehte. Er fließt tief gebettet zwischen zwei prachtvollen Hügeln, stellenweise mächtige Kaskaden bildend, deren dumpfes Rauschen man aus weiter Ferne vernimmt.

Der Kahn zum Übersehen befand sich auf der anderen Seite. Fährleute sah ich keine. Werden sie bald kommen? Wohnen sie weit oder nahe? Wird mein Appell gehört werden? Das war es, was mich beunruhigte, denn hinüberzuschwimmen war unmöglich wegen der vielen vorhandenen Krokodile und Flußpferde. Ich gebe eine erste Salve ab, eine zweite, eine dritte; ich lasse ins Waldhorn stoßen, heiße meine jungen Leute schreien, schreie selbst aus voller Kehle mit — alles vergebens! Ich schieße abermals, erschöpfe beinahe meinen ganzen Pulvervorrat — nichts half. Ich besteige den Hügel, ob ich nicht vielleicht ein Dörfchen in Sicht bekäme — wieder umsonst. Nichts bot sich meinem Auge als eine unabsehbare Wüste. Zwei, drei, vier Stunden vergehen; es wird Mittag; kein Fährmann läßt sich blicken, und wer weiß, wann einer kommen wird? Horn, Pulver, Schreien, kurz, alles uns zur Verfügung Stehende war erfolglos geblieben; es war an der Zeit, einmal das große, unfehlbare Mittel anzuwenden — das Gebet.

Ich setzte mich an das Ufer, barg mein Gesicht in beide Hände und wandte mich vertrauensvoll an den heiligen Joseph. Ich erinnerte ihn, daß ich während drei Jahren, statt mir eine wohlverdiente Ruhe zu gönnen, am Sitze seiner Erbruderschaft in Beauvais als Professor und Schriftsteller zu seiner Ehre arbeitete und erbat mir als Lohn dafür, er möge mir jetzt aus meiner mißlichen Lage heraushelfen.

Als ich mein Gebet beendet hatte, sagte ich zu den Jünglingen: Haltet euch bereit, die Fährleute werden gleich kommen.“

In der That, keine fünf Minuten vergingen, als drüben im Walde der Ruf: hu! hu! hu! erkündete und gleich darauf ein Mann gehinkt kam, den Kahn loslöste und uns über den Fluß setzte. Als ich ihn fragte, warum er so lange auf sich warten ließ, antwortete er: „Schon am Morgen habe ich eure Rufe vernommen. Weil ich aber Weh an einem Fuße habe, wartete ich, daß die andern Fährleute aus dem Felde zurückkehrten. Da sie aber nicht kamen, sagte ich mir: Man kann doch die Leute nicht den ganzen Tag dort stehen lassen und so bin ich halt trotz meines kranken Fußes selbst gekommen, um euch abzuholen.“

Nicht vergebens also hatte ich auf den heiligen Joseph vertraut; denn daß er es war, der diesen kranken Mann so freundlich gegen uns stimmte, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel.

Samstag nachmittag gelangte ich an das erste Dorf jenseits des Wame. Da ich schon das Himmelfahrtsfest verfehlt hatte und nicht wieder den Sonntag vorübergehen lassen wollte, ohne die heilige Messe zu lesen, so gedachte ich, die Reise unverzüglich fortzusetzen, hoffend, wenn ich die ganze Nacht hindurch marschieren würde, noch vor Tagesanbruch Madera zu erreichen.

Von den Eingeborenen behaupteten die einen, der Ort wäre sehr nahe, andere wieder, er wäre sehr weit, so daß ich schließlich nicht wußte, woran ich war. Indes, mein Entschluß stand fest, ich wollte das Unternehmen wagen.

Nun bedurfte ich eines Führers. Zuerst wollte sich niemand zu diesem Dienste hergeben, und als ich schließlich einen fand, verlangte dieser, daß ich ihn vorausbezahle. Neue Verlegenheit! Mein Handelskram war völlig erschöpft; ich hatte nicht einmal mehr soviel, um ein Huhn kaufen zu können. Auch an Mundvorrat war nichts mehr übrig als einige Stückchen Zwieback.

„Ich werde Dich in Madera bezahlen“, sagte ich.

„Nein, ich will gleich bezahlt werden.“

„Aber Du siehst doch, daß ich nichts mehr habe und auch nicht hier bleiben kann. Willst Du mich und meine 13 Jünglinge ernähren?“

„Bezahle mich, dann gehe ich mit“, lautete die immer gleiche Antwort des mißtrauischen Negers.

Die Jünglinge warteten marschbereit, jeder sein Ränzchen in der Hand, auf das Ende der Verhandlungen.

Schließlich wurde ich des Parlamentierens satt. Behend tat ich einen Sprung vorwärts, riß mit den Fingern meine beiden Augen auf, hielt mein Gesicht

an das des Negers und schrie; „Da, schau in meine Augen und sage mir, ob das die Augen eines Lügners oder Schwindlers sind. Marsch also! Du gehst mit nach Madera, dort werde ich Dich bezahlen.“ Jetzt ging mein Neger ganz gelassen mit.

Meine Gebärde wird vielleicht manchem sonderlich vorkommen. Gleichwohl kann ich versichern, daß mir dieselbe mehr denn einmal gute Dienste geleistet hat. Der Blick des Weißen wirkt eben außerordentlich gewaltig auf die unzivilisierten Neger, gerade wie der Blick des Bändigers auf die wilden Tiere.

Der Führer hatte versprochen, uns einen guten Querweg zu zeigen; dementgegen lenkte er uns durch fast unwegsame Pfade. Stellenweise war das Gestrüpp so dicht, daß wir uns im tiefsten Dunkel, einer hinter dem andern hindurchwinden mußten, bei jedem Schritt der Gefahr ausgesetzt, von einer Schlange gebissen zu werden. Diese Marterreise dauerte bis 10 Uhr nachts. Dann aber war es mit den geographischen Kenntnissen unseres Führers aus; er erklärte, daß wir unbedingt im nächsten Dorf übernachten müßten. Was tun? Wohl oder übel mußten wir uns des Schicksals Mächten fügen. (Fortf. folgt.)

✻

### Fleckenentfernung.

Kaffeeflecken entfernt man mit einer leichten Mischung von verdünntem Glycerin und etwas Salmiatgeist. Man betupfe die Flecken mit dieser Lösung und spüle dann gut in klarem Wasser nach.

Sofenflecken lassen sich gut mit Benzin beseitigen; wenn notwendig, reibe man noch mit etwas Äther nach.

Marzipanflecken entfernt man ebenfalls, je nach dem Stoff, mit Benzin oder Äther. Manchmal genügt auch schon das Auswaschen mit Gallseife.

Schokoladeflecken, wie man sie leicht in Kinderkleidchen findet, kann man mit warmem Wasser und Gallseife entfernen. Bei empfindlichen Stoffen verwende man eine Abkochung von Panamaspänen.

✻

### Dexierbild.



Wo ist das Krokodil?

✻

### Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 5.

Kein einziges Opfer fällt der Natur schwerer als das des eigenen Willens.